

2008: "Gesellschafts- als Diskursanalyse?
Der Poststrukturalismus und die
Methodenfrage" In: Karl-Siegbert Rehberg
(Hg.), Die Natur der Gesellschaft, Frankfurt:
Campus, S. 4138-4151.

Gesellschafts- als Diskursanalyse?

Der Poststrukturalismus und die Methodenfrage

Johannes Angermüller

Bekanntlich hat die Gesellschaftstheorie mit der Gesellschaft zu tun.¹ Was jedoch unter Gesellschaft zu verstehen ist, darüber wird einmal mehr eine kontroverse Auseinandersetzung geführt. Angesichts der zunehmenden Rezeption der Theoretiker des Poststrukturalismus in der deutschsprachigen Soziologie sehen sich gesellschaftstheoretische Grundbegriffe wie »Gesellschaft« und »Akteur« gegenwärtig einer kritischen Überprüfung ausgesetzt. So erweist sich die Gesellschaft aus poststrukturalistischer Perspektive als eine zunehmend brüchige und instabile Struktur, wohingegen der Akteur als eine Figur erscheint, der die Kontrolle über Sprechen und Handeln entgleitet. Ausgehend von einer Bestandsaufnahme der unter dem Etikett des Poststrukturalismus geführten gesellschaftstheoretischen Auseinandersetzungen möchte ich in diesem Beitrag die Frage nach seinen methodischen Konsequenzen aufwerfen. Während sprachtheoretische Modelle (z.B. Saussure und Wittgenstein) für die Theoretiker/innen des Poststrukturalismus wichtige Impulse geben, spielen Analyseinstrumente aus den Sprachwissenschaften in der hieran anschließenden sozialwissenschaftlichen Forschungspraxis in der Regel keine Rolle. Mein Beitrag nimmt diese Situation zum Anlass, um auf einige Tendenzen der »nach-strukturalistischen« Linguistik und Diskursanalyse hinzuweisen, die sich in Frankreich seit den 1970er Jahren um die Problematik der Äußerung (*énonciation*) herausgebildet haben. An einem Beispiel aus dem politischen Diskurs möchte ich mit äußerungstheoretischen Analysemethoden auf die Heterogenität der Aussage hinweisen, die einer Reihe von Diskurswesen eine Bühne bietet und so die Umrisse eines Terrains sozialer Beziehungen andeutet.

¹ Dieser Beitrag ging aus den Diskussionen mit den Teilnehmer/innen der Ad-hoc-Gruppe »Die Materialität sozialer Praxis. Zur Rolle des Poststrukturalismus in der Soziologie« (<http://www.dgs2006.de/ad-hoc-gruppe-23>) hervor, darunter Thorsten Bonacker, Lars Gertenbach, Thomas Lemke, Stephan Moebius, Sven Opitz, Andreas Reckwitz, Julia Reuter, Dominik Schrage, Urs Stäheli. Für seinen hilfreichen Kommentar bedanke ich mich überdies bei Rainer Diaz-Bone.

Poststrukturalismus und Gesellschaftstheorie

Die Debatte über den Poststrukturalismus beginnt Mitte der 1970er Jahre in den nordamerikanischen Literatur- und Geisteswissenschaften im Zeichen bestimmter kontinentaleuropäischer Theoretiker, insbesondere aus dem Umfeld des französischen Strukturalismus. Mit der Rezeption von Jacques Derridas dekonstruktiver Philosophie (insbesondere der Yale School of Deconstruction, de Man 1979) und Michel Foucaults historisch-genealogischen Arbeiten zu Macht und Diskurs (die zunächst an der Westküste aufgenommen wurden, Dreyfus/Rabinow 1983) beginnt eine Phase rasch wechselnder Trends kulturwissenschaftlicher Forschung (Reckwitz 2001). Die Literaturwissenschaften geben im Resultat ihr philologisch-humanistisches Selbstverständnis auf, und es etablieren sich interdisziplinäre Forschungsfelder, die auf die eine oder andere Weise die kulturellen und politischen Repräsentationsprobleme der Gegenwart reflektieren (vgl. Reuter/Wieser 2006). Für diesen vielgestaltigen Theorie- und Forschungszusammenhang, der bis heute von dem disziplinären Terrain der Ästhetik geprägt ist, bieten sich eine Reihe von Etiketten an, wie *(French) Theory* oder *Cultural Studies*. Unter dem Stichwort des Poststrukturalismus werden diese Diskussionen seit den 1990er Jahren auch in Europa geführt – zunächst vor allem unter feministischen Vorzeichen (Villa 2004) und nun in verschiedenen Bereichen der Sozialwissenschaften (vgl. Stäheli 2000). Doch gestaltet sich die transatlantische Rückübersetzung dieser Theorien nicht ohne Tücken. So entstehen die gesellschaftstheoretischen Anstöße des amerikanischen Poststrukturalismus nicht auf einem sozialwissenschaftlichen, sondern auf einem ästhetisch-kulturwissenschaftlichen Hintergrund, Ausnahmen wie die postmoderne Anthropologie (Geertz 1988) bestätigen die Regel.

Eine poststrukturalistische Gesellschaftstheorie lässt sich daher einstweilen allenfalls in Umrissen ausmachen. Vielleicht lassen sich aus den Theorien des Poststrukturalismus drei gesellschaftstheoretische Vorschläge ableiten. So ist erstens ein Plädoyer für eine Dezentrierung des Strukturbegriffs auszumachen, wie sie etwa von Jacques Derrida (1967), aber auch von Louis Althusser (1996) mit den Mitteln des Strukturalismus selbst betrieben wird. Angewandt auf die Gesellschaftstheorie würde sich Gesellschaft dann als ein sich ständig entgrenzendes System von Differenzen präsentieren, das ohne stabilen Ursprung und feste Fundamente auskommt. Zweitens kann die Figur des Verlangens (*désir*) genannt werden, das eine zentrale Rolle etwa in den Seminaren von Jacques Lacan, bei Gilles Deleuze und Félix Guattari (1980) sowie dem frühen Jean-François Lyotard (1974) spielt. Als eine in die soziosymbolischen Verhältnisse eingelassene Spannung würde das Verlangen das bezeichnen, was sich innerhalb der Gesellschaft nicht einlösen lässt, ohne ihre Überwindung einzuleiten. Im Verlangen kristallisieren sich demnach die kritischen Potenziale und utopischen Energien, die sich an den nie vollständig vernähten Fehl-

und Bruchstellen der Gesellschaft aufbauen. Und drittens ist an politische Theorien zu erinnern, die von der Instituierung des Sozialen durch die kontingenten Ereignisse des Politischen ausgehen. So fragen etwa Claude Lefort (1986), Cornelius Castoriadis (1975) und Alain Badiou (1998), welche politischen Ereignisses das Soziale formen, strukturieren und konstituieren. Den konstituierten Verhältnissen der Gesellschaft geht ein konstituierender Stiftungsakt des Politischen voraus, der sich durch uneinholbare Kontingenz auszeichnet. Die institutionalisierten Routinen des Sozialen werden vom Politischen immer wieder auf unvorhersehbare Weise unterbrochen.

Im Lichte dieser Einwürfe würde sich eine als geschlossene Struktur verstandene Gesellschaft als problematisch erweisen, in der sich alle Elemente vollständig definieren und unterbringen lassen. So würde eine poststrukturalistische Theorie des Sozialen die Frage der klassischen Soziologie, wie die Gesellschaft trotz aller partikularen Interessen ihrer Mitglieder eine mehr oder minder integrierte Struktur bildet, kritisch aufnehmen. Als Vertreter einer solchen klassischen Tradition könnte Emile Durkheim genannt werden, für den die Einheit der Gesellschaft über die Durchsetzung gemeinsamer Normen und Werte »von oben« erzwungen wird. Nun ist der Angriff auf den Durkheim'schen Gesellschaftsbegriff sicher nicht von jenen eröffnet worden, die gemeinhin dem Poststrukturalismus zugerechnet werden. Erinnern wir uns etwa an so unterschiedliche sozialwissenschaftliche Traditionen wie Pragmatismus und Interaktionismus, die kritische Theorie, die nach-Parsons'sche Systemtheorie und auch Akteur-Netzwerk-Ansätze, die allesamt einen geschlossenen Gesellschaftsbegriff zu überwinden suchen (vgl. Bonacker 2003). Die Kritik an »der« Gesellschaft, die heute unter den Vorzeichen von Poststrukturalismus, den *Cultural Studies* oder (*French*) *Theory* vernehmbar ist, muss demgegenüber oft einen recht weiten Umweg gehen, und zwar über Philosophie, Zeichentheorie oder politische Theorie.

Aber nicht nur die »Gesellschaft«, sondern auch der »Akteur« scheint im Lichte poststrukturalistischer Theoriebildung seine gesellschaftstheoretische Unschuld zu verlieren. Als Träger von Praktiken, die sich durch (mehr oder minder) große Freiheitsgrade auszeichnen, markiert der Akteur der klassischen Soziologie einen Gegenpol zur Gesellschaft, deren (mehr oder minder) determinierende Zwänge, Routinen und Trägheiten er zu vermitteln sucht. Entsprechend gehen vom Akteur in der Regel die innovativen, auf gesellschaftlichen Wandel orientierten Impulse der Gesellschaft aus. Die Namen Max Weber und Alfred Schütz mögen in diesem Zusammenhang als theoretische Kurzschrift für jene herhalten, die Gesellschaft als einen handelnd, »von unten« erzeugten Sinn- und Wissensraum verstehen. Die Frage, inwiefern die poststrukturalistischen Dezentrierungen des sprechenden Subjekts auf handlungstheoretische Problematiken in den Sozialwissenschaften ausgeweitet werden können (Moebius 2003), beantwortet sich nicht selbst, denn genauso

wenig wie die »Gesellschaft« gehört der »Akteur« zum Standardvokabular poststrukturalistischer Theorie.

Es ist ein ganzes Stück an Übertragungsarbeit notwendig, bevor von einer Gesellschaftstheorie des Poststrukturalismus gesprochen werden kann. Dies wurde bislang nur von wenigen und allenfalls in Ansätzen geleistet. Sicher muss Michel Foucault erwähnt werden, der in den kürzlich erschienenen Vorlesungen des *Collège de France* eine historische Genealogie der »Gesellschaft« entwirft. In den materialreichen Untersuchungen zur Gouvernementalität zeigt Foucault, wie sich seit dem 16. Jahrhundert neue Praktiken des Regierens durchsetzen, die das Soziale formen, abstecken und schließlich im Sinne der modernen (National-)Staatlichkeit beherrschbar machen (Foucault 2004; vgl. Lemke 1997). Dagegen geht Judith Butler im Anschluss an Lacan und Althusser der performativen Konstruktion (und Dekonstruktion) von Identitäten nach, indem sie auf den sprachlich vermittelten Charakter von Macht hinweist (1990; 1997; vgl. Hark 1996). Auch Michael Hardt und Toni Negri (2000) haben mit ihrer Theorie des Empire wichtige gesellschaftstheoretische Anstöße gegeben. Indem sie (staatliche) Souveränität global aufheben und die Vision einer global wirkenden Vielheit widerständiger Praktiken (*multitude*) entwerfen, versuchen sie die vielfältigen Formen von Macht und Gegenmacht im postnationalen Zeitalter nachzuzeichnen (vgl. Opitz 2007). Doch ist die gesellschaftstheoretische Systematik dieser Historiker, Philosophen und Literaturwissenschaftler nicht immer sehr deutlich. Zwar zieht sich die Frage der »Repräsentation«, in dem doppelten Sinn der symbolischen Darstellung und politischen Vertretung, als ein roter Faden durch diese Diskussion (cf. Spivak 1988); aber das Verhältnis zu im engeren Sinn sozialwissenschaftlichen Problemen und Begriffen bleibt unklar. Leistet poststrukturalistische Theorie mehr, als sich in anderen Theorien einzunisten und deren Supplemente, Fehlstellen und blinde Flecken zu reflektieren? Handelt es sich nicht lediglich um Theorie, die sich darin gefällt, Theorie zu sein?

Als gesellschaftstheoretische Weiterführung des Poststrukturalismus muss jedoch die Hegemonietheorie von Ernesto Laclau und Chantal Mouffe (1990) angeführt werden, die mit Hilfe von so unterschiedlichen Theoretikern wie Derrida, Lacan und Lefort nicht nur eine Synthese von gesellschaftstheoretischen Elementen des Poststrukturalismus vornimmt, sondern auch eine Brücke zu im engeren Sinn sozialwissenschaftlichen Debatten schlägt. Laclau und Mouffe versuchen hegemoniale Ordnungsbildungen mit diskursiven Prozessen der In-Äquivalenz- und Differenz-Setzung diskursiver Elemente zu erklären. Unter dem Politischen fassen sie kontingente Akte, die die Elemente des politischen Raums zu Systemen von Differenzen verbinden, die sich nicht vollständig schließen lassen. Während die Akte des Politischen etwas notwendig Neues in die Struktur des Sozialen einführen, stellt das Soziale eine Struktur dar, die immer wieder nach der artikulativen Praxis des Politischen verlangt. Im Ergebnis plädieren Laclau und Mouffe für die Aufgabe der

Gesellschaft der klassischen Soziologie zugunsten eines Begriffs des Sozialen, dessen Struktur sich durch konstitutive Offenheit auszeichnet. In dieser Perspektive geht es nicht darum, Struktur und Akteur als Gegenstände der gesellschaftstheoretischen Reflexion zu disqualifizieren. Im Gegenteil, mit ihrem Hinweis auf die Offenheit der Struktur und der Dezentrierung des handelnden Individuums plädieren sie für eine reflexive Neuverhandlung dieser zentralen gesellschaftstheoretischen Begriffe.

Laclau und Mouffes Kritik an der klassischen Soziologie vermag durchaus zu überzeugen. Aber liefern sie eine überzeugende Gesellschaftstheorie? Als problematisch erachte ich ihre Diskurstheorie nicht, weil sie von einem Primat des Politischen über das Soziale ausgeht. Für problematisch halte ich sie, weil sie die Bedeutungen der Einheiten, Elemente, Signifikanten, mit denen diskursive Praxis operiert, als vorgängig gegeben zu betrachten scheint. Demnach sind die Elemente des Diskurses mehr oder minder eindeutig konstituiert, bevor sie in einen Prozess hegemonialer Artikulation eingehen, der erst dann ihre Entleerung bewirkt. Laclau begreift diskursiv-hegemoniale Praxis als einen Prozess, in dem kleinste Bedeutungseinheiten über eine Logik der Äquivalenz und Differenz zu hegemonialen Blöcken verbunden (artikuliert) werden. Diese theoretische Position führt zu Problemen bei dem methodischen Umgang mit den empirischen Gegenständen. So scheint das symbolische Material für Laclau ein mehr oder weniger transparentes Behältnis zu sein, dessen Inhalt sich von diskursiv kompetenten Leser/innen in unmittelbarer Evidenz erschließen lässt.

In der Tat sind die Konsequenzen des Poststrukturalismus für die sozialwissenschaftliche Methode bislang noch kaum ausbuchstabiert (vgl. aber Nonhoff 2006). Werden die reflexiven Theorieüberlegungen des Poststrukturalismus nicht oft wieder stillschweigend einkassiert, wenn es an die methodisch-empirische Umsetzung geht? Muss die Diagnose einer Krise der Repräsentation nicht gerade auch den Bezug auf das symbolische Material einschließen, mit dem wir es in der Forschungspraxis zu tun haben? Ich schlage daher vor, die sprachtheoretischen Anregungen, die die poststrukturalistische Theoriebildung und -reflexion informiert, auch in die Lektüre, Auswertung und Analyse unserer empirischen Dokumente einfließen zu lassen (vgl. Wrana 2006). Ich möchte in diesem Zusammenhang die Theorie der Äußerung (*énonciation*) vorstellen, wie sie seit den 1970er Jahren in den französischen Sprachwissenschaften diskutiert wird. Diese text- und diskursanalytische Perspektive teilt bestimmte Axiome des poststrukturalistischen Theorieprojekts. So wendet sich die Äußerungstheorie gegen ein Modell von Sprache als mehr oder minder transparentem Medium, in dem sich die Gesellschaft und ihre Akteure ausdrücken. Doch setzt die Äußerungstheorie eigene methodologische Akzente, indem sie die Rolle der Äußerungskontexte von Texten unterstreicht.

Die Äußerung – ein zentrales Problem der Diskursanalyse

Die Diskursanalyse etabliert sich in Frankreich Ende der 1960er Jahre unter dem Eindruck der theoretischen Leitfunktion, die die Saussure'sche Sprachtheorie in den Sozial- und Geisteswissenschaften der Zeit inne hat. Hierzulande bekannt sind in erster Linie die theoretischen Pioniere dieses Felds: außer Foucault und Lacan muss auch der Althusser-Schüler Michel Pêcheux genannt werden. Pêcheux wird der Kopf der so genannten »französischen« Schule der Diskursanalyse, die sich gemeinhin auf die »Materialität« des Diskurses, auf die formalen Strukturen des symbolischen Materials stützt und sich damit von sinnrekonstruktiven und interpretativen Zugängen abgrenzt. Weniger bekannt ist dagegen die Diskussion über die Problematik der Äußerung, die erstmals in den Arbeiten von Saussures französischem Epigonen Emile Benveniste (1974, erstmals 1958) formuliert wird und einen wichtigen Platz bei Foucault, der sich schon in der *Archäologie* für eine »enunziative Analyse« (1969: 143) ausspricht, und bei Lacan (s. etwa Todorov 1970) einnimmt. Mit der sich verbreitenden Einsicht in die Grenzen des strukturalen Modells wird die Äußerung seit Mitte der 1970er Jahre zu einem Schlüsselkonzept diskursanalytischer Forschung in Frankreich.

Was ist unter dem Begriff der Äußerung zu verstehen? In seiner klassischen Definition fasst Benveniste die Äußerung als »die Enaktierung der Sprache durch einen individuellen Gebrauchsakt« (Benveniste 1974: 80). Durch den Akt wird die Äußerung (*énonciation*) zu einem diskursiven Fakt, das heißt, zu einer Aussage (*énoncé*), in die der Sprecher die Spuren seiner Aktivität hinterlassen hat. Bei Benveniste dient die Äußerung dazu, dem Phänomen der Deixis Rechnung zu tragen. Demnach operiert die Sprache (*langue*) mit einer Reihe von »Partikeln«, die deiktisch (gr. *deignymi*, ich zeige) auf ihre Äußerungskontexte verweisen. Eine besondere Rolle spielen in diesem Zusammenhang bestimmte Pronomen, Adverbien und Adjektive wie »ich«, »hier« und »jetzt«, die die Person, den Ort und die Zeit der Äußerung sichtbar machen. Diese Partikel und ihre Derivate bilden nach Benveniste ein System – den »formalen Apparat der Äußerung«, über den die Subjektivität in die Sprache eingelassen ist. Texte sind demnach insofern »subjektiv«, als sie mit den formalen Abdrücken der Äußerung (*marqueurs*) operieren und auf den Äußerungskontext zugreifen.

Indem die Benveniste'sche Äußerungstheorie dem Kontext sprachlichen Handelns Rechnung trägt, ebnet sie den Weg für eine »pragmatische Wende« von Linguistik und Diskursanalyse. Es charakterisiert diese spezifisch »französische« Version der Pragmatik, dass nicht die sprachlichen Akte selbst den Gegenstand der Untersuchung bilden, sondern ihre formalen Abdrücke, ohne die kein Zugang zur Äußerung hergestellt werden kann. So gilt es in den Worten des Benveniste-Schülers Antoine Culioli, zwischen den Äußerungen, Kontexten und kognitiven Opera-

tionen, »die nicht direkt zugänglich sind«, und deren Markierungen, der »Materialität des Texts, die direkt zugänglich ist«, zu unterscheiden (2002: 185). Auf Benvenistes strukturelle Äußerungstheorie folgen seit den 1970er Jahren eine Reihe weiterer Ansätze, etwa die Aussagenlinguistik von Oswald Ducrot, die aus der logischen Semantik hervorgeht. Ducrot definiert die Aussage (*énoncé*) als »eine spezifische Erscheinung, die Realisierung *hic et nunc* des Satzes« (1984: 95), das heißt, als einen Satz, der von den Äußerungsparametern »eingehüllt« ist und sein Davor und Danach orientiert. Nach Ducrot operiert die Aussage mit verschiedenen, sich überlappenden Bedeutungsebenen (»Stimmen«), die er im Sinne von Michail Bachtins Polyphoniethorie als ein Schauspiel verschiedener Diskursfiguren (*locuteur, énonciateur*) beschreibt. Radikal-pragmatische Äußerungstheoretiker wie Sperber und Wilson (1989) stützen sich schließlich auf kognitionstheoretische Vorbilder. Texte werden demnach von ihren Lesern mit Blick auf Anzeichen für Intentionalität abgesucht. Die in Texten verstreuten Formen organisieren kognitive Suchprozesse nach (relevantem) Kontext (vgl. Reboul/Moeschler 1996).

Die ausführliche Darstellung dieser recht heterogenen Tendenzen der Äußerungstheorie in Frankreich bleibt einer anderen Stelle vorbehalten. Ich halte lediglich fest, dass allen diesen Ansätzen Texte nicht als abgeschlossene, in sich homogene Sinnbehälter gelten, sondern als offene formale Systeme, die ständig auf ihre situativen, kommunikativen und kognitiven Kontexte zugreifen. Anders als die interpretativ-hermeneutische Sozialforschung zielt die äußerungstheoretische Diskursanalyse nicht darauf, den Sinn von Texten zu verstehen. Vielmehr geht es darum, die Formen, Spuren, *marqueurs* des symbolischen Materials zu identifizieren, die die Leser/innen über die Äußerung und ihre Kontexte instruieren und damit auf die Suche nach einem Sinn schicken, den jede/r Leser/in selbst entdecken muss. So stellt sich das symbolische Material als eine opake Oberfläche dar, das mit Blick auf die formalen Abdrücke der Äußerung abgesucht wird. Sinn ist ihr allein über die Formen zugänglich, die einen Rahmen interpretativer Möglichkeiten abstecken, indem sie die Leser/innen auf die Suche nach den Äußerungskontexten und -quellen schicken.

Ein Beispiel aus dem politischen Diskurs:

Oswald Metzger und die Fallstricke des neoliberalen Diskurses

Die äußerungstheoretische Diskursanalyse ist ein Ansatz, der sich Texten nicht von ihrem Sinn (»Signifikat«), sondern von ihrer materialen Form (»Signifikant«) nähert, wodurch sie sich von rekonstruktiven Verfahren der qualitativen Sozialforschung

abheben, die Texte als Dokumente einer sozialen Ordnung fassen (vgl. Hirschauer 2001; Nassehi/Saake 2002). Doch genauso problematisiert sie die empirischen Umsetzungsversuche im Anschluss an die Diskurstheorien von Laclau und Mouffe oder Foucault, die die theoretisch postulierte Privilegierung des Signifikanten zu Gunsten historisch-hermeneutischer Verfahren einkassieren. So präzisiert Laclau in seinem letzten Buch, dass er die Forderung (*demand*) (2005: 72) als »kleinste Analyseinheit« fasst. Doch versäumt er es zu klären, wie sich Forderungen aus dem symbolischen Material ablesen lassen. Was eine Forderung ist, wie sie sich ausdrückt und was sie will, scheint Laclau so klar zu sein, dass dies keiner weiteren Erläuterung bedarf. Lässt er dadurch nicht an die Stelle einer Metaphysik der geschlossenen Struktur eine Metaphysik der kleinsten konstitutiven Einheit treten? Und muss er nicht Signifikant und Signifikat durcheinander bringen, wenn das symbolische Material gleichsam als lästige Hülle gilt, in dem grundsätzlich klare und eindeutige Forderungen verpackt sind?

Betrachten wir das folgende Beispiel, das ich der Webpage von Oswald Metzger entnehme, der als einer der profilierten Finanz- und Steuerpolitiker der Grünen bis 2002 im Bundestag saß. Metzger gilt als jemand, der politische Forderungen effizient und griffig auf den Punkt bringt. Laclaus »kleinste Analyseeinheiten« sollten sich bei ihm daher besonders leicht identifizieren lassen. So findet sich in dem »politischen Porträt« seiner Webpage diese programmatische Aussage an exponierter Stelle:

»Metzger (...) fordert eine Politik, die den Willen der Menschen, mehr Eigenverantwortung für die persönlichen Risiken des Lebens zu übernehmen, nicht durch Bürokratie und das Durchsetzen alter Dogmen und Besitzstände bereits im Keim erstickt.«
(<http://www.oswald-metzger.de/content.asp?area=hauptmenue&site=portrait&cls=01akt=portrait>, Zugriff am 3.10.2006)

Formuliert diese Aussage eine klare und eindeutige Forderung oder lässt sie nicht ganz unterschiedliche politische Positionen und Perspektiven zu Wort kommen? Ich möchte dieses Beispiel zum Anlass nehmen, um die Heterogenität der Aussagen des Diskurses zu unterstreichen, die nie nur das sagen, was sie sagen wollen. Mein Interesse gilt nicht der physischen Person oder den Personen, die dazu beigetragen haben, dass wir diese Aussage heute an prominenter Stelle auf <http://www.oswald-metzger.de> vorfinden können. Was im Folgenden untersucht werden soll, ist die Frage, wie die Aussage ihre Sprecher orchestriert, die auf die eine oder andere Weise für das Gesagte verantwortlich zeichnen. Mit den Mittel der äußerungstheoretischen Diskursanalyse soll der Frage nachgegangen werden: Wer spricht? Anhand von drei Punkten möchte ich die Nicht-Einheitlichkeit dieser Aussage unterstreichen, in der sich unterschiedliche Sinnquellen, Äußerungsebenen und Sprechperspektiven spannungsvoll überlagern.

Meine erste Beobachtung geht von der Unterscheidung zwischen dem aus, was Lacan unter dem Subjekt der Äußerung (*énonciation*) und Subjekt der Aussage (*énoncé*) versteht (Lacan 1973: 127ff.). So gibt die Aussage »Metzger fordert x« nicht nur eine gewisse (physische) Person namens Metzger wieder, die x fordert; die Aussage wird auch von einem Sprecher geäußert, der, wie ein Blick auf die Domainadresse enthüllt, sich ebenfalls als Metzger herausstellt. In dem vorliegenden Fall scheinen sich die Subjekte von Äußerung und Aussage harmonisch zu ergänzen; der Äußerungs-Metzger verweist auf die gleiche Person wie der Aussage-Metzger. Doch können beide Metzgers genauso gut in Widerspruch treten, wie dies etwa der Fall wäre, wenn auf Metzgers Webpage die (absurde) Forderung »Ich bin gegen Metzgers Forderung nach x« auftauchen würde. Doch auch die oben zitierte Aussage kann die Spaltung zwischen den beiden Metzgers nicht vollständig überwinden, was sich etwa an dem Wort »alt« ablesen lässt. Denn in Verbindung mit »Dogma« meint »alt« nicht nur das objektive Alter des betreffenden Gegenstands, wie es von dem Aussage-Metzger beschrieben wird; es nimmt zu diesem Alter auch bewertend Stellung. Wie im Anschluss an Benvenistes Subjektivitätstheorie argumentiert werden kann (Kerbrat-Orecchioni 1980: 73ff.), drückt sich in diesen Worten die Äußerung formal dadurch ein, dass sie zu einem Objekt Stellung bezieht und mit einer subjektiven Färbung versieht. Auch »Bürokratie« und »Besitzstände« kombinieren »objektive« und »subjektive« Komponenten, die auf die Person Oswald Metzger auf je unterschiedliche Weise Bezug nehmen: einmal über absolute Referenz auf eine Person, die qua Eigennamen mit einer festen, institutionellen Adresse ausgestattet ist (»Oswald Metzger«), das andere Mal über deiktische Referenz auf die Person des Äußerungskontexts (»ich«). Durch die Verwendung eines performativen Verbs in der dritten Person vollbringt Metzger nun das Kunststück, etwas (im Gesagten) zu fordern, ohne dafür (im Äußerungsakt) verantwortlich zu zeichnen. Handelt es sich überhaupt um eine Forderung? Oder geht es vielmehr darum, an einem anonymen medialen Diskurs teilzuhaben, in dem sich alle Sprecher hinter dem Diskurs der anderen verstecken?

Zweitens fällt auf, dass die Forderung nach x im Modus einer Verneinung geäußert wird, was mit Ducrot einen klassischen Fall von Polyphonie darstellt. Eine Verneinung ist in dieser Perspektive kein Null-Summen-Spiel, das den Inhalt der Aussage wie in einem logischen Kalkül lediglich mit einem anderen Vorzeichen versieht, sondern ein Drama zwischen mehreren Diskursfiguren bzw. Sprechrollen (*énonciateurs*), von denen der Regisseur der Aussage (*locuteur*) schließlich eine annimmt, die andere dagegen auf Distanz hält (1984: 193). So führt auch die zitierte Aussage ein Schauspiel auf, in dem sich zwei Sprecher gegenüber stehen, und zwar ein Sprecher 1, der »den Willen der Menschen, mehr Eigenverantwortung für die persönlichen Risiken des Lebens zu übernehmen« vertritt, und ein Sprecher 2, der für »Bürokratie«, »alte Dogmen« und »Besitzstände« steht. Dieser Konflikt wird

durch den Operator »nicht« evoziert, der den Sprecher 2 – den »Sozialdemokraten« – evoziert, um ihn sogleich wieder zurückzuweisen. Sicher ist dieser Konflikt mit Sprecher 2 »getürkt«, denn der sozialdemokratische Andere wird vom Regisseur nur zitiert, um Partei für Sprecher 1 zu ergreifen. Doch kann sich der Regisseur der Aussage eben nur mitteilen, indem er den sozialdemokratischen Anderen sprechen lässt. In der Aussage kommen also nicht nur der Äußerungs- und der Aussage-Metzger zu Wort, sondern auch Sozialdemokraten und Gewerkschafter, mit denen weder der Äußerungs- noch der Aussage Metzger etwas zu tun haben will.

Einen dritten Punkt möchte ich mit Michel Pêcheuxs Theorie des Vorkonstrukts herausarbeiten. Unter Vorkonstrukt versteht Pêcheux ein Wissen, das sich in der Aussage formal niederschlägt, ohne dass es seinen Äußerungsursprung zu erkennen gibt, das heißt, ohne von der Aussage selbst »konstruiert« worden zu sein. Es handelt sich um das, was »davor, anderswo und unabhängig« von der Aussage geäußert wurde, was von einem unspezifizierten Außen in die Aussage hineinreicht, was sich als so selbstverständlich gibt, dass es egal ist, von wem es geäußert wurde (1975, Kapitel II.2). Wie Patrick Seriot in seiner Analyse der Reden sowjetischer Parteitage zeigt, spricht das Vorkonstrukt nie selbst; als unbestrittenes Allgemeinwissen ist es gleichsam von seiner Äußerung abgeschnitten; es lässt sprechen (1985). Auch der Diskurs, von dem uns hier ein Ausschnitt vorliegt, bedient sich vorkonstruierten Wissens, was sich formal am Gebrauch von Nominalisierungen nachweisen lässt. Statt »ich will (bzw. sie will)« oder »ich setze x durch (bzw. er setzt x durch)« ist hier von »dem Willen der Menschen zu x« oder von »dem Durchsetzen von x« die Rede. Durch die Transformation von Aussagen in Nominalkonstrukte geht die Äußerungsquelle gleichsam verloren, was »den Willen« und »das Durchsetzen« als Faktum markiert, über die diskursive Verständigung weder nötig noch möglich ist. In Aussagen, die mit Nominalkonstrukten operieren, kann sich der Regisseur (*locuteur*) darauf beschränken, Vorkonstrukte in Beziehung zu setzen und im Namen einer anonymen Institution aufzutreten, die alles schon entschieden hat. Indem er als Strippenzieher die von den Nominalkonstrukten zitierten Vorkonstrukte in Stellung bringt, kann er sich zum Anwalt der Menschen machen, die – wie wir ja alle wissen – Eigenverantwortung wollen, was jedoch von den Sozialdemokraten torpediert wird, die – wie dies ja ebenfalls keiner weiteren Diskussion bedarf – ständig bürokratische Zwänge aufbauen und Besitzstände verteidigen. Hier stoßen wir an die »ideologische« Funktionsweise dieses Diskurses, der sich auf Äußerungsquellen stützt, die im Verborgenen bleiben. Fordert die Aussage vom Leser, wie Pêcheux argumentieren würde, nicht ideologischen Gehorsam ein, indem sie »den Willen der Menschen zu Eigenverantwortung« als ein über dem diskursiven Streit stehendes Naturgesetz ausweist?

Als Ergebnis dieser kurzen Analyse lässt sich festhalten, dass es Metzger schwer fällt, »Klartext zu reden« und »die Dinge beim Namen zu nennen«, wie es auf seiner

Webpage heißt (a.a.o.), und das, was er fordert, in aller Einfachheit und Eindeutigkeit zu sagen. Während Oswald Metzger unentschieden zwischen dem Äußerungs-Metzger und dem Aussage-Metzger hin und herwechselt, lässt er ständig irgendwelche Sozialdemokraten dazwischen quasseln, und die Verantwortung dafür, »dass Menschen Eigenverantwortung wollen«, wälzt er schnöde auf die Allgemeinheit ab. Wenn es aber selbst einem so profilierten Vertreter politischen Denkens wie Metzger nicht gelingt, eindeutige Forderungen zu formulieren, wie können Forderungen dann als kleinste Bedeutungseinheiten des politischen Diskurses verstanden werden? Müsste eine Diskurstheorie, die die Artikulation hegemonialer Ordnung aus einzelnen Bedeutungseinheiten beschreibt, nicht zuallererst Rechenschaft über das Gewimmel widersprüchlicher Sprecher und Stimmen ablegen, die sich in den (Nicht-)Einheiten des Diskurses komplex überlagern, bevor die empirischen Individuen – Metzger und seinen Leser/innen – in spontaner Evidenz zu verstehen glauben, was gefordert wird?

Gesellschaft und Akteur in diskursanalytischer Perspektive

Welche Konsequenzen lassen sich aus dem äußerungstheoretischen Vorgehen für die soziologische Analyse von Texten ableiten? In der Aussage drückt sich kein sinnstiftendes Subjekt aus; sie ist kein Container für Sinn, der darauf wartet, von einem anderen Subjekt verstanden zu werden. Die Aussage lässt vielmehr eine Reihe von diskursiven Figuren auftreten, die von ihren Formen (z.B. performative Verben, Verneinung, Nominalkonstrukte) auf bestimmte Weise in Stellung gebracht werden. Eine weitergehende soziologische Analyse könnte dann die Frage bearbeiten, auf welche Weise sich diese Aussage mit anderen Aussagen zu mehr oder minder stabil verknüpften Netzen bzw. Formationen verbindet (z.B. mit den anderen Aussagen auf Metzgers Homepage oder aus anderen Kontexten, die über Links oder sonstige Verweise angesteuert werden können). Es könnte auch gefragt werden, ob die Anderen, die die Aussage bevölkern, einen Namen erhalten (»Lafontaine«, »Merkel« oder »XY«) und damit zu interpellierbaren, rechenschaftspflichtigen »Subjekten« des Diskurses werden. Weitere Fragen würden dann lauten: Wie konfiguriert die Aussage über ihre verschiedenen Bedeutungsschichten die sozialen Beziehungen der in den Diskurs eintretenden Individuen? Verfestigen sich die in der Aussage rudimentär angelegten sozialen Beziehungen im diskursiven Prozess zu ausgearbeiteten ideologischen Narrativen, die die politische Auseinandersetzung in einem massenmedialen Raum rahmen, wie etwa die Erzählung von dem Konflikt zwischen »modernen Reformern« und »traditionellen Sozialstaatsbewahrern«? Von der dialogischen Anlage der einzelnen Aussage müsste die Analyse aufsteigen zu

symbolisch inszenierten Antagonismen des Sozialen. Doch ungeachtet dieser noch einzulösenden Forschungsdesiderate möchte ich die soziologische Dimension betonen, die dem Diskurs schon auf der Ebene der einzelnen Aussagen eigen ist. Als Kristallisationspunkt für vielschichtige und widersprüchliche Sinnprozesse greift die Aussage in den sozialen Raum hinaus und öffnet einen bestimmten Ausschnitt eines Diskursraums, der in seiner Gesamtheit freilich weder verstanden noch gewusst werden kann.

Vielleicht kann die äußerungstheoretische Diskursanalyse mit ihrem Zugriff auf kleinste Fragmente des Diskurses auf einige der eingangs vorgestellten gesellschaftstheoretischen Fragen zurückwirken. Wenn sich der Diskurs von keiner Adler-Position letztendlich überblicken lässt, dann ist die Frage nicht mehr, was das Soziale ist, sondern wie im Diskurs auf das Soziale zugegriffen wird. So kann mit der äußerungstheoretischen Diskursanalyse davon ausgegangen werden, dass die Spuren der Äußerung je spezifisch relevante Ausschnitte des Sozialen freigeben (und nie die Gesellschaft als Ganze), dass Texte auf unterschiedliche Kontexte zugleich zugreifen (also nicht nur auf soziale Kontexte, sondern auch auf kotextuelle, kognitive, kommunikative etc. Kontexte) und dass der Kontext ständig neu gesucht und gefunden werden muss (der Diskurs also keinen stabilen Horizont soziohistorischer oder kultureller Gegebenheiten verhandelt). Der diskurstheoretische Hinweis auf die konstitutive Offenheit und Unvollständigkeit des Sozialen müsste also um die diskursanalytische Frage ergänzt werden, welche Ausschnitte des Sozialen im Diskurs auf welche Weise relevant und sichtbar werden.

Aber insofern die äußerungstheoretische Diskursanalyse zwischen inner- und außerdiskursiven Wesen, zwischen Sprechern (der Aussage) und (menschlichen) Individuen (*Pêcheuxs* Diskursträgern) unterscheidet, macht sie auch einen Vorschlag zur Akteursproblematik. So sind die Sprecher die Wesen der Aussage – diskursive Figuren (Ducrots *énonciateurs*), die unter der Anleitung eines verantwortlichen Regisseurs (*locuteur*) ein vielstimmiges Schauspiel aufführen. Die Individuen bezeichnen dagegen physische Wesen der nicht-symbolischen Welt (wie der Mensch Oswald Metzger). Letztere sind in der Tat aktive und kreative Wesen, die mit Hilfe ihrer erworbenen diskursiven Kompetenz ständig die relevanten Äußerungskontexte des symbolischen Materials absuchen, nach seinem Sinn fragen und dieses je für sich verstehen. Um sich symbolisch zu betätigen, sind die Individuen jedoch auf die Sprecher des Diskurses angewiesen. Die Sprecher unterstehen den Zwängen materialer Formen, mit denen der Diskurs operiert. Als eine Art »Konzentrat von Prozeduren« (Culioli 2002: 172) ist die Form eine kondensierte Regel, die die Individuen immer dann auf die Sinnsuche schickt, wenn sie eine Form als Form erkennen. Den steril gewordenen Debatten, in denen das Subjekt immer wieder stirbt, um wenig später wieder aufzuerstehen, lässt sich dann entgegen: Ja, die Individuen existieren, und als Spezialisten in Sachen Sinnverstehen sind sie ziemlich lebendig;

aber sie müssen sich mit den Sprechern arrangieren, die rigiden symbolischen Gesetzen unterworfen sind – kein Wunder, dass sich Individuen und Sprecher regelmäßig verheddern. Vielleicht lässt sich diese Position auf folgende plakative Formel bringen: Es lebe das Individuum! Aber seine Sprecher sind tot.

Vor diesem Hintergrund enthält sich die oben skizzierte Analyse einer Antwort auf die Frage, was Metzger »wirklich« fordert oder meint. Sie macht es sich zur Aufgabe, die Formen zu identifizieren und zu beschreiben, die den Leser/innen Anhaltspunkte geben, wo sie mit einer Antwort auf die Frage rechnen können, die der Text ihnen stellt: »Von wem werde ich wo und wann gesprochen, um wem was zu sagen?« Angesichts des interpretativen Arbeitsprogramms, das der Text seinen Leser/innen aufgibt, ist in der Tat das ganze interpretative Geschick der Individuen gefordert – sicher auch von euch, liebe Leserinnen und Leser, für die ich diesen Text in der Hoffnung geschrieben habe, dass meine Fingerzeige euch bei der Suche nach dem inspirieren, was er euch sagen will.

Literatur

- Althusser, Louis (1996/1965), *Pour Marx*, Paris.
- Badiou, Alain (1998), *Saint Paul: La Fondation de l'universalisme*, Paris.
- Benveniste, Émile (1974), *Problèmes de linguistique générale*, 2, Paris.
- Bonacker, Thorsten (2003), »Die Repräsentation sozialer Ordnung. Zur Radikalisierung des Kantianischen Kerns der Soziologie«, in: Jetzkowitz, Jens/Stark, Carsten (Hg.), *Sozialwissenschaftlicher Funktionalismus*, Opladen, S. 247–278.
- Butler, Judith (1990), *Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity*, London/New York.
- Butler, Judith (1997), *The Psychic Life of Power*, Stanford.
- Castoriadis, Cornelius (1975), *L'institution imaginaire de la société*, Paris.
- Culioli, Antoine (2002), *Variations sur la linguistique. Entretiens avec Frédéric Fau*, Paris.
- Deleuze, Gilles/Guattari, Felix (1980), *Mille plateaux*, Paris.
- Derrida, Jacques (1967), *De la grammatologie*, Paris.
- Dreyfus, Hubert L./Rabinow, Paul (1983), *Michel Foucault: Beyond Structuralism and Hermeneutics*, 2. ed., Chicago.
- Ducrot, Oswald (1984), *Le Dire et le dit*, Paris.
- Foucault, Michel (1969), *L'Archéologie du savoir*, Paris.
- Foucault, Michel (2004), *Territoire, population, sécurité*, Paris.
- Geertz, Clifford (1988), *Works and Lives. The Anthropologist as Author*, Stanford, CA.
- Hardt, Michael/Antonio Negri (2000), *Empire*, Cambridge, MA/London.
- Hark, Sabine (1996), *Deviant Subjekte. Die paradoxe Politik der Identität*, Opladen.
- Hirschauer, Stefan (2001), »Ethnographisches Schreiben und die Schweigsamkeit des Sozialen. Zu einer Methodologie der Beschreibung«, *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 30, Heft 6, S. 429–451.
- Kerbrat-Orecchioni, Catherine (1980), *L'Énonciation. De la subjectivité dans le langage*, Paris.
- Lacan, Jacques (1973), *Le Séminaire. Livre XI. Les quatre concepts fondamentaux de la psychanalyse*, Paris.

- Laclau, Ernesto (1990), *New Reflections on the Revolution of Our Time*, London/New York.
- Laclau, Ernesto (2005), *On Populist Reason*, London/New York.
- Lefort, Claude (1986), *Essais sur le politique*, Paris.
- Lemke, Thomas (1997), *Eine Kritik der politischen Vernunft. Foucaults Analyse der modernen Gouvernementalität*, Hamburg.
- Liotard, Jean-François (1974), *Économie libidinale*, Paris.
- Man, Paul de (1979), *Allegories of Reading: Figural Language in Rousseau, Nietzsche, Rilke, and Proust*, New Haven.
- Moebius, Stephan (2003), *Die soziale Konstituierung des Anderen. Grundrisse einer poststrukturalistischen Sozialwissenschaft nach Lévinas und Derrida*, Frankfurt a.M.
- Nassehi, Armin/Saake, Irmgard (2002), »Kontingenz: Methodisch verhindert oder beobachtet? Ein Beitrag zur Methodologie der qualitativen Sozialforschung«, *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 31, H. 1, S. 66–86.
- Nonhoff, Martin (2006), *Politischer Diskurs und Hegemonie. Das Projekt »Soziale Marktwirtschaft«*, Bielefeld.
- Opitz, Sven (2007), »Interferenzen der Souveränität – Nachbarschaftsbeziehungen zwischen Giorgio Agamben, Jacques Derrida und Jacques Rancière unter den Bedingungen des Empire«, in: Pieper, Marianne (Hg.), *Empire und die biopolitische Wende*, Frankfurt a.M./New York, (im Erscheinen).
- Pêcheux, Michel (1975), *Les Vérités de La Palice*, Paris.
- Reboul, Anne/Moeschler, Jacques (1996), »Faut-il continuer à faire de l'analyse de discours?«, *Hermès*, Jg. 16, S. 61–92.
- Reckwitz, Andreas (2001), *Die Transformation der Kulturtheorien: zur Entwicklung eines Theorieprogramms*, Weilerswist.
- Reuter, Julia/Wieser, Matthias (2006), »Postcolonial, gender und science studies als Herausforderung der Soziologie«, *Soziale Welt*, Jg. 57, Heft 2, S. 177–193.
- Seriot, Patrick (1985), *Analyse du discours politique soviétique*, Paris, Institut d'Études slaves.
- Sperber, Dan/Wilson, Deirdree (1989), *La Pertinence: communication et cognition*, Paris.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (1988), »Can the Subaltern Speak?«, in: Nelson, Cary/Grossberg, Lawrence (Hg.), *Marxism and the Interpretation of Culture*, Urbana, Ill., S. 271–313.
- Stäheli, Urs (2000), *Poststrukturalistische Soziologien*, Bielefeld.
- Todorov, Tzvetan (1970), »Freud sur l'énonciation«, *Langages*, Jg. 17, S. 34–41.
- Villa, Paula Irene (2004), »Poststrukturalismus: Poststrukturalismus + Postmoderne = Postfeminismus?«, in: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.), *Handbuch der Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*, Opladen, S. 234–238.
- Wrana, Daniel (2006), *Das Subjekt schreiben. Subjektconstitution und reflexive Praktiken in der Weiterbildung – eine Diskursanalyse*, Baltmannsweiler.